

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 2

Artikel: Ich bin eine schlechte Hausfrau
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I C H B I N
E I N E S C H L E C H T E
H A U S F R A U

In unserem Lande sinkt das Barometer des Ansehens auf einen bedenklich tiefen Stand, wenn man als Frau unverblümt zugibt, man sei, ach, eine schlechte Hausfrau! Da sich jedoch diese Untugend so wenig verbergen lässt wie das Vorhandensein von Sommersprossen, Kurzsichtigkeit und O-Beinen, so ist es von vornehmerein besser, man stehe offen dazu, anstatt sich schamhaft ein Mäntelchen der Tüchtigkeit und des praktischen Verstandes umzuhängen. Man macht nämlich seinen talentvolleren Geschlechtsgenossinnen auf die Dauer doch nichts vor!

Je länger man allerdings über dieses Manko nachdenkt, um so mehr kommt einem zum Bewusstsein, dass es einem merkwürdigerweise trotzdem zu gewissen Vorteilen verhilft; zu welchen, werde ich später noch aufzählen.

Natürlich sollen wir nie versuchen, ins allgemeine Gespräch einzustimmen, wenn vier hausfrauliche Ausbünde zusammensitzen und fachsimpeln. Was wissen wir fünftes Rad am Wagen denn von der raffinierten Kunst des Einkochens, um nur ein Beispiel zu nennen — die selbstverständlich nicht nur darin besteht — wie wir Unschuldslämmer glauben, dass man Früchte und Zucker in einer Pfanne vereint, welche Mischung dann als Konfitüre wieder herauskommt? Die vier guten Hausfrauen nämlich sprechen von dieser Tätigkeit wie Alchimisten; sie tönen geheimnisvoll an, dass es sich hier um ganz scharf abgegrenzte Kochzeiten, um ein milligrammgenaues Abwägen der Ingredienzien und eine «glückliche Hand» handle, wenn etwas Erfreuliches dabei herauskommen solle. Da werden noch allerhand Familienrezepte und grossmütterliche Ratschläge herbeigezogen; die Zuhörerinnen haben einen so gespannten Gesichtsausdruck, als würde ihnen das Rezept des «Steins der Weisen» offenbart, und ja — da er stirbt es einem im Munde, tapfer zu gestehen,

man nähre sich selbst von Erdbeerkonfitüre aus der Büchse, fertig gekauft und äusserst wohlschmeckend, oder gar aus echtem Honig, dessen Zubereitung zehntausend Bienen für uns übernahmen.

Flecken in der Garderobe finden auch wir unästhetisch und unangenehm. Wenn aber dieselben Tüchtigen leuchtenden Auges aufzählen, wie sie ihnen zuleibe rücken, sie müssen ein ganzes Laboratorium von Chemikalien ihr eigen nennen, so schweigen wir demütig. Javellwasser, Salmiak und Pfeifenerde sind uns spanische Dörfer. Wir geben unsere Kleider stillschweigend in der chemischen Reinigungsanstalt ab und nehmen sie nach acht Tagen, natürlich gegen Entgelt, aber tadellos entfleckt und dito gebügelt wieder in Empfang.

Kochen besteht bei uns im Herstellen von weissen, weichen Rahmcaramels (für die wir in der Familie eine gewisse Berühmtheit erlangt haben), im Brauen von Tee und Kaffee und im Backen von Käseschnitten, was allerdings ein sechsjähriges Kind schon mit Leichtigkeit zustande brächte; und oft liegt es uns auf der Zunge, wie jene junge schwedische Hausfrau beim Metzger unschuldig zu fragen: Wo sitzt eigentlich der Braten am Kalb? Dass wir es nicht tun, haben wir den gleichen Hemmungen zuzuschreiben, die uns verhinderten, im Kreis der Zünftigen mit Kenntnissen zu prahlen, die wir nur aus der Theorie kennen.

Wenn nun aber die guten und glorreichen Hausfrauen uns offensichtlich merken lassen, in unsern Wohnungen müsse es ja dreinschauen wie in einem Zigeunerlager, gekreuzt mit einem Brockenhaus, und unsere Männer, die Armen, hätten es bei Gott nicht leicht mit uns, und wir fordern sie dann liebenswürdig auf, doch selbst einmal einen Augenschein zu nehmen, so erleben sie eine schwere Enttäuschung. Es sieht bei uns nämlich nicht viel anders aus als bei den Perfekten: kein fingerdicker Staub bedeckt die Möbel; keine verwelkten Blumen fristen in trübem Wasser ein tristes Dasein; unser Esstisch ist hübsch gedeckt und das Silber geputzt. Wahrscheinlich ist es einfach so, dass wir schlechten Hausfrauen — wir haben schliesslich auch Augen im Kopf sowie Sinn für Behaglichkeit — die hausfrauliche Routine durch ein gewisses Organisationstalent ersetzen, unterbrochen von netten Improvisationen. Wir finden ganz einfach andere Dinge wichtig; wir sehen aufs Resultat und nicht auf die Methode (siehe das gekaufte Eingemachte und die chemische Reinigung!).

Bei uns bleiben daher, und das ist ein wichtiger Punkt zu unsren Gunsten, die Haushalthilfen oder die Stundenfrauen gern! Es gehört zwar heute beinahe zum guten Ton, ohne ein Mädchen auszukommen und gleichzeitig laut zu verkünden, man fühle sich «ohne» viel freier, froher und unabhängiger. Da müssen wir schlechten Hausfrauen (die wir womöglich noch berufstätig sind) allerdings gestehen, dass wir es ganz ohne Hilfe nicht machen könnten. Wir sind darauf angewiesen, dass jemand unsere Mahlzeiten kocht, unsere Betten macht und unsere Wäsche wäschte. Und da wir das wissen, ist es uns völlig gleichgültig, wie die Marie oder die Paula einen Besen in die Hand nimmt, mit welcher Wichse sie das Parkett behandelt, und nach welchem System sie Geschirr abwäscht. Wir haben weder Lust noch Zeit, in die brodelnden Töpfe auf dem Herd zu gucken und, auf den Zehenspitzen balancierend, mit dem Finger über die obren Leisten der Türen zu streichen, um triumphierend Staub zu entdecken. Wir geben von vornehmerein zu, dass die Marie und die Paula die praktischen Belange unendlich viel besser verstehen als wir selbst, und daher lassen wir ihnen freie Hand.

Wir nehmen selbstverständlich dafür von ihrer Seite eine gewisse Art der Protektion und unzählige gute Ratschläge in Kauf. «Aber, aber, so hält man doch kein Bügeleisen! Lassen Sie mich das lieber machen!» — «Soviel Pfeffer am Salat ist schrecklich ungesund. Ich habe einen Onkel gehabt, der plötzlich starb, weil er immer zuviel...». Wir haben das Talent, freundlich dazu zu nicken ohne zuzuhören und ohne beleidigt zu sein.

Der Stolz, nie Zeit für die Lektüre eines Buches zu haben, wie es, Gott sei's geklagt, viele Perfekte nachdrücklich verkünden, geht uns völlig ab. Wir lassen den grossen Hausputz statt in den klassischen Monaten März und April ebenso gern (oder vielmehr ungern) im Mai oder Juni über uns ergehen, und wir empfinden kein moralisches Minus, wenn am Wäschetag die Tischtücher nicht schon um neun Uhr früh an der Leine flattern.

Unsere Kinder sehen uns nie mit währschaften Küchenschürzen und Kopftüchern. Sie dürfen ihre Freunde nach Hause bringen, weil wir nicht eischen, warum eine frischpolierte Treppe ein Heiligtum sein soll. Hat das Mädchen seinen freien Tag, so gibt es zu Mittag Spiegelei und am Abend Yoghurt und Bircher müsli und der Herr des Hauses ist der Meinung, es falle ihm kein Stein aus der Krone, wenn er zur Abwechslung in der Stadt

esse; das gemahnt ihn sogar ganz angenehm an seine Junggesellenzeit.

Ich gebe zu, dass wir manchmal aus der Not eine Tugend machen, nie aber aus der Tugend eine Not. Es lässt uns daher auch ganz kühl, wenn die «Frau von nebenan» ihre Teppiche zu wenig klopft oder zweimal in der Woche ihre Milch anbrennen lässt, was die Nachbarinnen, lauter einwandfreie Hausfrauen, mit wonnevollen Schauern untereinander zu kritisieren pflegen. Wir halten den Mund, sitzen wir doch selbst in einem Glashaus, und es ist uns darin wohl!

Ganz gewiss sind wir schlechten Hausfrauen mit einem zu kleinen Quantum an Ehrgeiz geboren worden. Es kommt aber ab und zu vor, dass wir bei gutem Wetter morgens zehn Uhr schon auf dem Balkon sitzen und, da es Sommer ist, eine kühle Orangeade trinken, während nebenan eine ausgesprochen gute Hausfrau keuchend sämtliche Anzüge ihres Mannes heraußängt, um sie mit Klopfer und Bürste zu bearbeiten. Da ihr unser scheinbarer Müssiggang unendlich auf die Nerven gibt, so ruft sie mit schlecht verhehltem Aerger zu uns herüber: «So schön wie Sie möchte ich es auch haben!» Ja, und sollen wir nun aggressiv zurückrufen: «Dann tun Sie es doch auch!» Niemals! Wir sind uns der «ungeheuren Vorteile der Schande», um mit Thomas Mann zu reden, so sehr bewusst, dass wir nur lächelnd antworten: «Ja, nicht wahr?»

J. J. Jehli

Ü B E R D I E P Ä S S E

In Kriegszeiten sind die Landesgrenzen gewöhnlich geschlossen, bewacht. Die Erlaubnis, ein anderes Land zu betreten, ist daher für den gemeinen Mann sehr schwer zu erhalten.

Nachdem der Krieg vorüber ist, wird das Auswandern wieder leichter, ohne Reisepass jedoch